

# DIE FACKEL

Nr 59

WIEN, MITTE NOVEMBER 1900

II. JAHR

Der Schwurgerichtsprozeß in Pisek hat zwei Höhepunkte gehabt. Als Leopold Hülsners Mutter, wie schon früher in Kuttenberg, sich der Aussage entschlug, da gab es für die Geschwornen keinen Zweifel mehr, daß der Mörder der Agnes Hruza auf der Anklagebank sitze. Berufsjuristen hätten sich zwingen *müssen*, den Eindruck zu überwinden, daß ein Mann, für den seine eigene Mutter zu zeugen sich weigert, nicht unschuldig sein kann. Daß Geschworne diesem Eindruck erlagen, ist menschlich; und menschlich braucht noch nicht irrig zu sein, wenn auch Irren oft menschlich ist ...

Und nun zog weiter die endlose Reihe der Zeugen durch den Gerichtssaal, deren Aussagen zur Feststellung des *Motivs* von Hülsners Tat dienen sollten. Und da irrt man, wenn man glaubt, all dies wirre und widerspruchsvolle Reden von geheimnisvollen Männern, die am Tatorte gesehen wurden, und vom Blute, das durch die Welt reist, hätte schließlich die Geschwornen zu Adepten des Ritualmordglaubens gemacht. Aber als der greise Jude Brettisch in den leidenschaftlichen Ruf ausbrach, er habe hier die Ehre seiner *Nation*, das Interesse des gesamten Judentums zu vertreten, da ward das dumpfe Gefühl von zwölf Männern aus dem Volke zur Überzeugung verdichtet, daß Hülsner ein Werkzeug der Judenschaft sei und daß ein furchtbares Geheimnis ihrer Lehre, dem man so oft schon nahegekommen, hier gelüftet werde.

Die Bekämpfer des Ritualmordmärchens in unserer liberalen Presse haben wohl gefühlt, welchen Eindruck die Aussage jenes Brettisch gemacht hatte. Aber vergeblich suchten sie ihn zu verwischen, indem sie den Zeugen als altersschwachen, halb verblödeten Greis hinstellten. Dieses fluchwürdige, törichte Solidaritätsgefühl der Judenschaft, wer anders als unsere liberale Presse hat es erhalten und genährt und immer mit Erfolg zu Hilfe zu rufen gewußt, wo es eine Schlechtigkeit und Niedrigkeit zu verteidigen galt, die dieser Presse Geld abwarf? Man weiß, die Concordia—Journalistik fühlt sich zwar mit dem Jobbertum, aber nicht mit Leopold Hülsner solidarisch, dessen Verteidigung ihr ja nichts einträgt. Aber dem schlichten Mann in der Provinz ist es nicht gegeben, so fein zu unterscheiden, wie weit die jüdische Solidarität, die auf jeder Seite der 'Neuen Freien Presse' zwischen den Zeilen gepredigt wird, zu gehen habe.

Wenn die Erscheinungen, die dieses jüdische Solidaritätsgefühl gezeitigt hat, nicht längst in allen Köpfen die kläglichste Verwirrung gestiftet hätten, so wäre sicherlich die Aussage des alten Brettisch ohne Bedeutung für den Ausgang des Prozesses in Pisek geblieben. Aber auch früher und später ist alles geschehen, um die Meinung der Geschwornen zu stärken. Sie sahen einen Verteidiger vor sich, der es einzig als seine Aufgabe zu betrachten schien, den Ritualmordglauben zu bekämpfen. Aber für den Klienten konnte es doch gleichgültig sein, ob man ihn als Ritual— oder als Sexualmörder hinrichten würde. Ihm schien vielmehr gerade aus der Verblendung seiner Richter die Hoffnung zu winken, daß er sein Leben retten könne. Über die Art seiner

Teilnahme an dem Morde hatten sich die Piseker Geschwornen offenbar keine Vorstellung gebildet. Er war auf dem Tatorte gesehen worden; so konnte er, der, zu schwach und zu feig schien, um zu morden, vielleicht bloß den Aufpasser gespielt haben. Ein Verteidiger, dem es sich wirklich um die Person des Angeklagten gehandelt hätte, würde verlangt haben, daß an die Geschwornen eine Zusatzfrage wegen »*entfernter* Mitschuld« gestellt werde. Dann wären Hülsner, weil er niemals wegen »*tätiger* Mitwirkung« verurteilt worden wäre, statt des Galgens zehn bis zwanzig Kerkerjahre zuerkannt worden. Aber die Judenschaft hätte freilich dem Verteidiger gezürnt, weil er die Möglichkeit eines Ritualmordes zugestanden habe.

Und das durfte wohl Herr Dr. Aurednitschek nicht wagen. Die Art der Bestallung dieses Verteidigers muß man — bei aller Anerkennung seiner Tüchtigkeit und des Scharfsinnes, mit dem er seine redliche Überzeugung gegen einen Aberglauben vertrat, der aus tiefer Unkultur stammt — für den schwersten Fehler halten, der in dem Hülsnerprozeß geschehen ist. Man weiß, wie auf die Ritualmordgerüchte hin, die bei Hülsners Verhaftung auftauchten, die ganze Judenschaft in Unruhe geriet, und wie Sammlungen veranstaltet wurden, um einen Verteidiger zu bezahlen. Als Hülsner in Kuttenberg verurteilt war, nahmen diese Sammlungen einen bedeutenden Umfang an. Der Advokat Rothschilds und der 'Neuen Freien Presse', Herr Dr. Adolf Stein in Wien, übernahm jetzt die oberste Leitung des ganzen Verfahrens vor dem Kassationshof und weiterhin in Pisek. Wenn man Herrn Dr. Aurednitschek nicht weniger als 15.000 Gulden für eine advokatorische Leistung bieten konnte, die allerdings durch ihre Schwierigkeit und durch Zeitaufwand eine ungewöhnliche Belohnung rechtfertigte: was muß erst, so werden Unbefangene fragen, ein vielbeschäftigter, millionenreicher Advokat in Wien für seine Tätigkeit in der Hülsner—Affäre erhalten haben? Und alle diese Opfer an Geld, die von Leuten gebracht wurden, die sonst für die höchsten humanen und geistigen Zwecke niemals etwas erübrigen, sollten den Verdacht einer unwissenden und verhetzten Volksmenge nicht noch verstärken?!

Man braucht nicht zu fürchten, daß mit dem Piseker Urteil das letzte Wort in der Hülsner—Affäre gesprochen ist. Die Erinnerung an den Prozeß wird wach, der gegen das Ehepaar David und Gittel Ritter wegen Ermordung einer schwangeren Dienstmagd vor einigen Jahren in Galizien geführt wurde. Auch damals wirkte das Märchen von rituellen Motiven. Dreimal gelangte der Fall vor Geschworne. Als das Ehepaar zum drittenmal zum Tode verurteilt war, fällte der Kassationshof nach § 362 St. P. O. mit Einstimmigkeit und Zustimmung des Generalprokurators einen Freispruch. Niemand vermag vorherzusagen, ob das Verfahren gegen Hülsner ähnlich enden wird. Aber da tschechische Geschworne zweimal Fehlurteile gefällt haben, die den Kulturzustand des tschechischen Volkes kompromittieren, sollten sich die Abgeordneten dieses Volkes eines Antrages wieder erinnern, den sie seinerzeit im Parlament gestellt haben. Damals handelte es sich ihnen um ein Mittel zum Schutze nationaler Minoritäten. Wo es einen nationalen Streit gilt, sagten sie sich, sind tschechische Angeklagte vor deutschen Geschwornen — und wie man zugeben muß, auch deutsche Angeklagte vor tschechischen Geschwornen — verloren. Die Stellung vor Geschworne, die doch ein Vorteil für den Beschuldigten sein soll, wird ihm so zum schlimmsten Nachteil. Und darum forderten die tschechischen Abgeordneten eine Abänderung der Strafprozeßordnung, wonach jeder Angeklagte das Recht haben soll, zu verlangen, daß er vor ein Berufsrichterkollegium gestellt werde.

\*

Die edle Eintracht zwischen dem 'Deutschen Volksblatt' und der 'Österreichischen Wochenschrift' hat sich auch nach dem Urteil in Pisek wieder bewährt. Herr Vergani und Rabbi Bloch machen sich gemeinsam auf die Suche nach den noch unbekanntem Ritualmördern. Herr Vergani will 2000 Kronen zahlen, wenn sie entdeckt werden, Herr Bloch gar 5000 Gulden. Herr Bloch ist aber sicherlich schlauer gewesen als Herr Vergani. Denn die Bekanntmachung des 'Deutschen Volksblattes' läßt die Annahme zu, als wolle es sich auch für den Fall, daß Hülsners Unschuld bekannt und ein anderer als Mörder der Hruza erkannt würde, zur Zahlung der 2000 Kronen an den Entdecker dieses Anderen verpflichten. Rabbi Bloch aber, der ebensowenig wie Herr Vergani an den Ritualmord glaubt, verspricht seine 5000 Gulden ausdrücklich nur dem Entdecker eines »Mordgenossen Hülsners«, ist also sicher, nichts zu riskieren. Man fragt nur verwundert, warum dann Herr Bloch sich mit der bescheidenen Summe von 5000 Gulden begnügt

\* \* \*

### **Vor den Kulissen:**

»Der Präsident des Prager Oberlandesgerichtes, Franz *Jansa*, hat infolge des Druckes, der unaufhörlich gegen ihn vom Justizminister Baron Spens geübt wird, das Gesuch um seine Pensionierung eingereicht. Sein Nachfolger soll ein entschieden deutscher Parteimann werden, welcher dem deutschen Elemente in der Judikatur Böhmens jene Stellung verschaffen soll, nach welcher die Parteien der Linken seit jeher streben. In Prag wird die Persekution alles Tschechischen eintreten«. Jubel im deutschen, Wutgeheul im tschechischen Lager. Ehre der Nation, Unabhängigkeit des Richterstandes etc. etc.

\*

### **Hinter den Kulissen:**

Herr Franz Jansa wollte vor zwei Jahren durchaus Präsident des Prager Oberlandesgerichtes werden. Herr Ruber, der damalige Justizminister, erklärte sich nach längerem Zögern bereit, die Ernennung mit dem Vorbehalt zu vollziehen, daß Herr Jansa sich nach zwei Jahren pensionieren lasse. Herr Jansa ließ sich auf zwei Jahren engagieren und schrieb, ohne daß jemand von ihm verlangt hätte, in der Freude ob der sicheren Erfüllung seines Wunsches einen *Brief* an Herrn Ruber, worin er in der kulantesten Weise seinen Rücktritt bis zu dem ausgemachten Termin ankündigte. Herr Ruber ging, der Brief blieb. Herr Baron Spens langweilte sich neulich und studierte Akten. Er fand jenes Schreiben, worin Herr Jansa der ihm gestellten Galgenfrist zustimmte. Herr Baron Spens sah nach dem Datum des Briefes und beschloß, Herrn Jansa vor den Gewissensqualen eines Kontraktbruches zu bewahren.

\* \* \*

**I**n der 'Neuen Freien Presse' vom 17. d. M. ist die Meldung enthalten, daß zum Nachfolger des Prager Oberlandesgerichts —Präsidenten Jansa der Präsident des Oberlandesgerichtes in Czernowitz, Wessely, ausersehen sei. Wenn auch die Redaktion der 'Neuen Freien Presse' kein Exemplar des Amtskalenders besitzt und daher nicht weiß, daß Herr Wessely seit längerer Zeit nicht in Czernowitz, sondern in Brünn amtiert, so sollte es ihr doch bekannt

sein, daß in Czernowitz kein Oberlandesgericht besteht und ihre — die deutsch—liberale — Partei in der Bukowina gerade in dieser Frage seit längerer Zeit eine »Los—von—Lemberg«!—Bewegung inszeniert hat.

\* \* \*

## EINE REHABILITIERUNG

Am 15. August 1900 erschien im 'Barreau' — Organ für die Interessen der bereits disziplinierten Advokaten und solcher, die es werden wollen — gegen den bis dahin gänzlich unbescholtenen k. k. Gerichtssekretär und Privatdozenten des Strafrechts Dr. Alexander *Löffler* eine »Charakterstudie«, in der er mit Kübeln voll Lobes überschüttet wurde. Manche seiner Freunde mögen damals an Dr. Löffler, dessen Persönlichkeit, als Richter wie als Gelehrten, sie vor Komplimenten seitens der Leute vom 'Barreau' gefeit glaubten, irre geworden sein und mißtrauisch dem Grunde so penetranter Sympathien nachgegrübelt haben. Der Leser und Herr Dr. Löffler mögen mir die Geschmacklosigkeit verzeihen, aber ich bin genötigt, zum Verständnis des Folgenden einige Stellen aus dem im erprobtesten Reklamestile verfaßten Artikel wörtlich zu wiederholen. Er erschien in einer Serie von Charakterzeichnungen, die, »Streifzüge durch die Gerichtssäle« betitelt, die sichtliche Tendenz hatten, den Richterstand durch die Anfreundung der zweifelhaftesten Elemente der Advokatie herabzusetzen.

»Es wissen 's nicht Alle« — begann die Studie über den Gerichtssekretär Dr. Löffler — vielleicht nicht einmal Diejenigen, welche es eigentlich wissen sollten, daß in dem bescheidenen Wirkungskreis als Strafrichter beim Bezirksgericht Neubau *ein sehr interessanter* Mann sitzt. Es ist dies der Universitätsdozent Dr. Alexander Löffler, ein *wirklicher Fachmann*, der im Auslande und auch bei uns als eine *erste Kapazität* in der Strafrechtslehre gilt.

Ein *markanter* Kopf, etwas kahl, mit *glänzend* schwarzen Haaren, *breit* und selbstbewußt sitzt der Schädel auf *massigen* Schultern. Das rechte Auge blitzt feurig, das linke ist matt. — Eine *sonore* Stimme, die gut den volkstümlichen Ton trifft. Er selbst gefällt sich nicht in Belehrungen, noch weniger in billigen Witzen. *Ein kräftiges Wort, das sitzt, kann man gelegentlich von ihm schon hören.*

— — — Es ist ein demokratischer Zug der Gleichberechtigung zur Karriere, und wenn auch nicht Jeder den Hofrat beim Obersten Gerichtshofe erreicht, den Marschallstab hat er in jungen Jahren zumindest im Tornister getragen. Der junge Richter, Gerichtssekretär Dr. Löffler, hat sich als *Marschallsanwärter* schon früher gezeigt, bevor er noch die erste Sprosse der Leiter der richterlichen Hierarchie betreten. Man weiß, daß das *einzig wissenschaftliche Werk über den österreichischen Strafprozeß*, das seit Jahren erschienen, aus seiner Feder stammt.

(Nebenbei bemerkt, weiß das außer den Herren vom 'Barreau' niemand. Löffler hat ein Werk über Strafrecht geschrieben, nicht eine Zeile über den Strafprozeß.)

Aber er ist erfreulicherweise nicht nur ein papierener Theoretiker geblieben. *Kraftvoll von Individualität* ist er in die Praxis hineingesprungen und hat sich auch *als Praktiker gut bewährt*. Die langat-

migsten und schwierigsten Untersuchungen wurden dem jungen Adjunkten als Untersuchungsrichter im Strafgerichte zugeteilt.

— — — — —

Man sieht, Herr Gerichtssekretär Dr. Löffler, der ein *ganzer Mann* ist, hat nach bewährten Mustern sich gebildet. Er greift gerne mit kecker Hand ins Leben, und siehe da, er versteht es. Es ist freilich kein Vergnügen, sich mit Besitzern maulkorbloser Hunde lange, öde Vormittage hindurchzuschleppen. Es wird aber einen *wirklich Fähigen* höchstens langweilen und erfreulicherweise nicht zu schädigen vermögen. Dafür kommt dann wohl auch ab und zu ein *hübscher Fall, der für all die Langeweile mit den »Hunderln« entschädigt*.

*Für den landläufigen Bezirkscausenjäger ist der Gerichtssekretär kein angenehmer Herr.* Er hat natürlich die urbansten Formen, aber *so gar nichts Gemütliches, Kollegiales.* Er ist für die Gemütlichkeit auf *drei Schritte vom Leibe.* Und dann ist er zu klug, ein *zu scharfer Kopf, der prinzipiell auf einen alltäglichen Witz nicht hineinfällt. Geschwätz duldet er nicht, weder von Laien, und schon gar nicht das scheinbar sachkundige.* Dagegen hat er für die echte juristische Münze ein feines Gefühl und weiß sie zu schätzen.

Dr. Löffler ist auch Mitglied der juristischen Staatsprüfungskommission und bei den Rigorosanden *sehr beliebt*, vielleicht deshalb, weil er nicht mit dem Raffinement des Mannes hochinquisitorisch examiniert, der sich fühlt, sondern weil er mit dem Wohlwollen des Mannes prüft, der da will, daß man was gelernt hat. — — —

Wer, ohne den also hinterrücks attackierten Mann zu kennen, sich aus diesem Artikel ein Urteil über seine Person gebildet hat, mag seine Voreiligkeit bedauern. Denn das 'Barreau' hat seitdem offenbar sein Unrecht eingesehen und Herrn Dr. Löffler in der Nummer vom 15. November 1900 volle Genußtuung gegeben. Es findet sich da unter der Spitzmarke »Psst« — ein Naturlaut, den der Verfasser mit glücklicher Beobachtung und Anpassungsfähigkeit mitten aus dem Leben seiner Klientinnen herübergeholt hat — eine Notiz, aus der ich die folgenden Sätze herausgreife:

Psst. (Herr Dr. Löffler), Gerichtssekretär beim Bezirksgerichte Neubau, gibt sich redlich Mühe, was ihm *an Talent und Gesetzeskenntnis gebricht*, durch andere Qualitäten zu ersetzen. Seine originellste Seite ist offenbar die gute Meinung, die er von seiner Intelligenz hat. Die wollen wir ihm nicht rauben; sie ist seine Lebenslüge und gehört zu seinem Glück. Herr Dr. Löffler ist aber auch Richter, und als solcher muß er sich schon die öffentliche Kritik gefallen lassen. *Was die Strafprozeßordnung — vom Strafgesetze nicht zu reden — unter den Händen dieses Herrn wird*, das sollte einmal ein wachendes Auge mitansehen. In einer einzigen Strafsache hat er uns *eine solche Fülle kräftigster Proben eines sich selbst genügenden Unvermögens* geliefert, daß wir den Wettstreit begreifen, in welchem die akademischen Kreise ihn ganz dem Richtergergium, und das Richtergergium ihn ganz den akademischen Kreisen überlassen möchte. — — — Er erklärt mit einem Freimut, der fast mit der *größten Albernheit* versöhnen könnte, daß — — — Man hätte an maßgebender Stelle Herrn Dr. Löffler schon längst vorstellen sollen, er möge seinem Ehrgeize, sich ganz und uneingeschränkt der akademischen Laufbahn zuzu-

wenden, keinen Zwang antun, oder *wenn er schon am Neubau beschäftigt sein will, sich mit der Stellung eines Poliers begnügen.*

Was die Person des Angegriffenen betrifft, so freut es mich, daß er nach der Habilitierung durch die Wiener Juristenfakultät nun auch noch eine Rehabilitierung durch das 'Barreau', die für sein wissenschaftliches Ansehen gewiß noch förderlicher war, erfahren hat. Wichtiger ist jedoch der sachliche Untergrund, der den unvermittelten Stimmungswechsel, — von peinlichstem Lob zu ehrenvollstem Tadel — erklärt; daran hat nämlich die Öffentlichkeit ein Interesse.

Ende Oktober dieses Jahres gab es vor dem Bezirksgerichte Neubau einen »hübschen Fall, der für all die Langweile mit den Hunderln entschädigte«. Herr Dr. Friedrich Elbogen, Mitherausgeber des 'Barreau', stand als Verteidiger eines Kupplerehepaares vor dem Strafrichter Dr. Löffler. Er mag dabei nicht den erwarteten Erfolg erzielt haben und zog sich, wie ich aus den Zeitungsberichten ersehe, wegen undelikater und unnützer Fragen an eine Zeugin eine Zurechtweisung durch den Richter zu. Herr Dr. Elbogen war enttäuscht, wiewohl er alle jene Merkmale an dem Charakter des Herrn Dr. Löffler wiederfand, die das 'Barreau' am 15. August konstatiert hatte. Ganz abgesehen von dem markanten Kopf, den glänzenden Haaren, der sonoren Stimme und dem einen feurigen, einem matten Auge. Herr Dr. Löffler erschien in der Tat als »kein angenehmer Herr«, der »so gar nichts Gemütliches, Kollegiales« an sich hatte. »Geschwätz duldete er nicht und schon gar nicht das scheinbar sachkundige«. Und Herr Dr. Elbogen konnte von ihm sogar gelegentlich »ein kräftiges Wort, das sitzt, hören« ... Der Herausgeber des 'Barreau', war demnach von der frappanten Ähnlichkeit, die das Original mit dem Konterfei zeigte, so verblüfft, daß er sich entschloß, aufs Neue zur Feder zu greifen und sich Herrn Dr. Löffler erkenntlich zu zeigen. Was verschlug's, daß aus dem »wirklichen Fachmann«, aus der »kraftvollen Individualität« und »ersten Kapazität in der Strafrechtslehre« im Handumdrehen ein armseliger Patron wurde, dem es »an Talent und Gesetzeskenntnis gebricht«. Herr Dr. Löffler täte am besten, den Beruf des Richters am Neubau mit dem eines Poliers am Neubau zu vertauschen; aber da er ja »auf einen alltäglichen Witz nicht hineinfällt«, wird er's wohl trotz Herrn Elbogen bleiben lassen ... Was tut's, daß »unter den Händen dieses Herrn«, der das einzige wissenschaftliche Werk über den österreichischen Strafprozeß geschrieben und »sich auch als Praktiker gut bewährt« hat, die Strafprozeßordnung zu weiß Gott was herabgewürdigt wird! Wenn nur die sonstigen Charaktereigenschaften stimmen ...

Und doch wäre es verfehlt, hier nichts weiter als einen spontanen Stimmungswechsel, dem Temperamente von der Artung des Dr. Herrn Elbogen öfters unterliegen, anzunehmen. In dieser Artikelfolge liegt, so wenig der naive Leser es glauben mag, Berechnung und System. Das zur Stütze des sinkenden Ansehens des Advokatenstandes gegründete Blatt will es allen Richtern begreiflich machen, was es heißt, einem Advokaten, einem Abonnenten oder gar Herausgeber des 'Barreau', unbequem zu werden. Nicht jeder Richter fühlt sich so fest in seiner Stellung, daß es ihm gleichgültig wäre, von Zeitungsleuten — und seien es selbst die deklarierten Herolde des Expensenswuchers — mit Unrat beworfen zu werden, seine fachliche Tüchtigkeit bezweifelt, sich als Tropf und eingebildeten Ignoranten dem öffentlichen Spotte ausgesetzt zu sehen. Die schwächeren, friedfertigeren, nachgiebigeren Elemente unter den Richtern — da Richter eben auch Bürokraten sind, die überwiegende Mehrzahl — sollen durch Geschrei und Geschimpfe terrorisiert, zu willfährigen Dienern einer bloß vor dem Disziplinarrat zitternden Advokatengilde erniedrigt

werden. Wer nicht pariert, wird angegriffen, und wenn er gestern erst auf das Piedestal der geschmacklosesten Reporterreklame erhoben worden wäre.

An unsere Richter tritt nun die Aufgabe heran, solchem Beginnen mutig standzuhalten, an das Publikum und die vorgesetzten Behörden die Aufgabe, den Richterstand mannhaft zu unterstützen. Jede Regung von Schwäche wäre für das Ansehen der Gerichtsbarkeit von unheilvollen Folgen und nichts verfehlter als die oberbehördliche Desavouierung des Richters, dem die Manieren des 'Barreau'—Mannes einen der jetzt üblichen Konflikte aufgenötigt haben. Sind schon die anständigen Advokaten, die unter der Gemeinschaft der Leute vom 'Barreau' zu leiden haben, genug zu bedauern, so darf nicht auch die Unabhängigkeit der Richter — selbst wenn sie sich vermessen sollten, Kupplerinnen zu verurteilen — den Rachegeleüsten der Elbogen und Frischauer geopfert werden.



Wenn man auch von den Börsenvertretern in der *Enquete über den Getreide—Terminhandel* nicht so viel Neues erfährt, wie Herr Sektionschef Beck zu glauben scheint, der jüngst Herrn *Schwitzer* für Mitteilungen, die jeder Praktikant eines Getreidegeschäftes hätte machen können, den wärmsten Dank aussprach: was man *über* die Herren bei dieser Gelegenheit erfährt, ist um so interessanter. Herr *Schwitzer*, versichert mir ein hervorragender Müller, könne sich heute leicht auf das hohe Roß setzen und ausrufen, er brauche den Terminhandel nicht. Hat ihm doch die Schar der Agenten, die er vor zwölf bis achtzehn Jahren in die Provinz losließ, um dort die kleinen und mittleren Leute zum Terminspiel zu verleiten, so viele Opfer zugetrieben, daß er längst zu den »finanziell Starken« gehört, denen, wie er sagt, das Effektivgeschäft hinreichenden Gewinn bringt. Wie aber denken die großen Blanko—Terminhändler von heute über diese Äußerung des Herrn *Schwitzer*? Einer von ihnen, Herr *Rosenbach*, ist der Einladung zur Enquete nicht gefolgt. Aber Herr *Kauders*, der statt seiner erschien, ist ja auch ein Börseaner, der sich am liebsten und recht reichlich von Papierweizen nährt. Er ist natürlich der Meinung, man solle nicht an den Terminhandel rühren. Daß diese Meinung aufrichtig ist, kann nicht bezweifelt werden. Der Landwirt der in der Enquete erklärte, auch die Wucherer seien nicht für ein Wuchergesetz und die Vagabunden haßten jedes Vagabundengesetz, sprach zwar grob, aber wahr.

Recht vernünftig hat neulich Herr *Weiß v. Wellenstein* wieder in der Enquete gesprochen. Die unberufenen Spekulationen von Berufenen, erklärte er, seien ebenso gefährlich, wie die Spekulationen von Unberufenen. Herr Börsenrat *Weiß* meint natürlich: für den Spekulant gefährlich. Hat er doch den Rest seines Vermögens, der ihm nach seinen Spekulationen an der Effektenbörse — Spekulationen eines Unberufenen — noch geblieben war, durch das Spiel an der Getreidebörse — unberufene Spekulationen eines Berufenen — eingebüßt.

\* \* \*

**H**err Milic, der Bürgermeister von Spalato, ist mit der Wiener Presse höchlich zufrieden. Sie hat in der Frage der bosnischen Bahnen zwar nicht das Interesse Österreichs, aber doch Spalatos Vorteil mit Eifer vertreten. »Warum schilt man eigentlich immer über die Wiener Presse?«, fragte Herr Milic verwundert .

»Man sagt, die 'Neue Freie Presse' tut nichts umsonst Ich kann bezeugen, daß sie dies einmal *uneigennützig* aufgetreten ist. Herr Vergani, behaupten seine Feinde, ist mit wenig Intelligenz gesegnet, und die Artikel des 'Deutschen Volksblattes' pflegen ihrer Dummheit halber der Sache, die sie vertreten, wenig zu nützen? Aber die Artikel für Spalato sind ja ganz gescheit«.

Und Herr Milic setzte sich hin und richtete wenige Tage, nachdem er der 'Neuen Freien Presse' ihre *Uneigennützigkeit* dankend quittiert hatte, ein Dankschreiben an Herrn Vergani. Mit Stolz brachte das 'Deutsche Volksblatt' am nächsten Morgen den Brief aus Spalato zum Abdrucke, der bestätigte, daß es »die Interessen der Stadt mit Überzeugung und *Intelligenz* vertrat«.

\* \* \*

**N**och sind die Erhebungen über die Katastrophe im Frisch—Glück—Schachte nicht beendet, aber der Nachdruck, mit dem sie gepflogen werden, hat bereits zu einem Resultat geführt: zur Katastrophe im *Pluto—Schacht*. Was der Brüxer Gesellschaft recht ist, das ist uns billig, dachte die Brucher Gesellschaft. Der Volkswirt wird es freilich mißbilligen, daß die Herren just in einer Zeit des Mangels an Arbeitskräften mit Arbeiterleben so verschwenderisch umgehen. Daß sie das Recht dazu haben, darf er nicht bestreiten, da doch der Staat dieses Recht ausdrücklich anerkennt. Es ist allerdings nirgends kodifiziert; aber auch Gewohnheitsrechte gelten. Und jeder neue Unglücksfall dient dazu, sie feierlicher zu bekräftigen. Beim Begräbnis der Opfer vom Frisch—Glück—Schachte erschien der Chef der böhmischen Landesregierung, um seine Solidarität mit den Verwaltungsräten zu erweisen. Den Eigentümern des Pluto—Schachtes hat jetzt ein Vertreter der Zentralregierung selbst deren innige Anteilnahme an dem Schicksal der Unternehmung ausgesprochen. Es war ungemein zartsinnig von der Regierung, daß sie just Herrn Hofrat Zechner, der sich seit Jahren mit unverminderter Standhaftigkeit der Reform unserer Bergwerksinspektion widersetzt, dazu auserkoren hat, die Kohlengrubenbesitzer in Brüx darüber zu beruhigen, daß ihnen auch in Zukunft das jus vitae necisque über ihre Arbeiter nicht angetastet werden soll. Zwar dürfen sich die Gewerken noch der Befürchtung nicht gänzlich entschlagen, daß die Staatsanwaltschaft die Ansichten des Ackerbauministeriums über die Rechtmäßigkeit der Gebahrung mit Arbeiterleben bei den Gesellschaften in Brüx nicht teilen und eine Anklage erheben könnte. Aber für die Eigentümer des Pluto—Schachtes wird ihre Rückfälligkeit mit Erfolg als Milderungsgrund geltend gemacht werden. Schon einmal, vor wenigen Jahren, haben in diesem Werke Arbeiter den Tod gefunden. Und sollte heute der Grundsatz nicht mehr gelten, der damals anerkannt wurde, daß es Unternehmern, die Millionen von Gulden aufs Spiel setzen, nicht verwehrt sein kann, auch einige Arbeiter zu riskieren? Mögen unsere Sozialdemokraten, die diesen Grundsatz so heftig bekämpfen, doch ein wenig Philosophie treiben. Sie werden dann den Wert des Lebens viel geringer einschätzen. Mögen sie auch bedenken, wie wenig gerade Kohlengräber das Jenseits zu fürchten haben. Wer schon im Leben das Inferno geschaut hat, kann den der Gedanke an »etwas nach dem Tod« noch schrecken?



Der Unterrichtsminister v. *Hartel* hat neulich unsere Realschule seiner Wertschätzung versichert und sie als humanistische Bildungsstätte dem Gymnasium ebenbürtig genannt. Ein entzückter »Fachmann« hat dem Unterrichtsminister für diese Äußerung im 'Neuen Wiener Tagblatt' am 24. Oktober gedankt; seine Anerkennung sei um so wertvoller, »als sie aus dem Munde eines klassischen Philologen stammt, also eines Mannes, bei dem man naturgemäß Geringschätzung der Realschule erwarten oder mindestens mangelhaftes Verständnis für ihre Stellung im Mittelschulwesen voraussetzen könnte.« Der »Fachmann« ist, wie aus dem Artikel hervorgeht, Lehrer der englischen Sprache. Und wenn er in Herrn v. Hartel nicht just den *klassischen*, sondern den Philologen überhaupt würdigen will, wird er den Standpunkt des gegenwärtigen Unterrichtsministers gegenüber der Realschule leicht erklären können. Ob aber Herrn Hartels Auffassung von der Ebenbürtigkeit der Realschule nicht gerade sein mangelhaftes Verständnis für deren Stellung im Mittelschulwesen beweist, ist eine Frage, zu deren Beantwortung ein Sprachlehrer freilich am wenigsten berufen scheint.

Der Universitätsprofessor Wilhelm Hartel ist als Lehrer, als Leiter der Prüfungskommission für das Lehramt an Mittelschulen, als Bearbeiter der Curtius'schen Grammatik und in vielen anderen Beziehungen einer der ärgsten Verderber des Exner—Bonitz'schen Gymnasiums gewesen. Der Sektionschef und Unterrichtsminister v. Hartel hat das Zerstörungswerk fortgesetzt. Aber, noch hatte der Geist unserer Zeit, den der reaktionäre Philologe aus dem Gymnasium exorziert hatte, in der Realschule eine bescheidene Zuflucht. Freilich war auch die Realschule schon verschlechtert. Der Oberbaurat Prof. *Ölwein*, ein Techniker, den seine Leistungen beim Stadtbahnbau überall außer in Wien, wo die Presse mit der Aufpöppelung ihrer Freunde genug zu tun hat, populär gemacht hätten, hat in der Mittelschulenquete im Jahre 1898 ausgeführt, wie das kam. Die Realschule hatte ursprünglich den obligaten Unterricht in fremden Sprachen nicht gekannt. Aber ausgezeichnete Ingenieure, Architekten, Chemiker, Berg— und Hüttenleute gingen damals aus ihr hervor, und einzelne Realschulen waren wegen ihrer vorzüglichen Lehrkräfte berühmt. Dann kam eine Reform. Professor Ölwein erklärt, daß sie hauptsächlich deshalb eine Verschlechterung war, weil man das bestehende Obergymnasium zum Muster nahm und die philologischen Fächer obligat machte, anstatt den Darstellungsunterricht zu erweitern, die gewerbliche Technologie in den Lehrplan einzubeziehen und die Studienzeit auf 8 Jahre zu erhöhen.

Was aber zu Beginn 1898 an der Realschule noch gut war, das hat in den Jahren seither Herr v. Hartel wegreformiert. Weniger Realien, mehr Philologie und Religion in der Oberrealschule, das war sein Programm. Ich meine, er darf mit dem, was er erreicht hat, zufrieden sein. Kleine Wünsche, wie der auf Ausdehnung des englischen Sprachunterrichtes, den der Fachmann des 'Neuen Wiener Tagblatt' vorbringt, werden wohl auch noch Erfüllung finden. Dann wird aber hoffentlich auch einmal der Name Realschule abgeschafft werden. Gymnasium und Realschule sollten, so wie sie jetzt eingerichtet sind, besser *Altphilologen*— und *Neuphilologenschule* genannt werden. Und die eine ist wahrlich der anderen ebenbürtig geworden, zur Freude des liberal—klerikalen Herrn Hartel und aller österreichischen Rückwärtser. O

**B**arnum ist in Wien, und unsere Presse hat sich auf administrativem Wege mit diesem Problem abgefunden. Die Neue freie hat alle Ursache, Herrn Baileys Reklame eine Kunst zu nennen, während bei uns daheim die Kunst zu meist nur Reklame sei. Wenn sie nämlich Herrn Weinberger in alle Himmel heben muß, so trägt ihr das viel weniger als das seitenfüllende Inserat, das die Direktion des Barnum'schen Zirkus ihr wie fast allen größeren Blättern zugewendet hat. Da darf man den Sonntagshumoristen schon ein bißchen gewähren lassen. Man ist sicher, daß Herr Bailey nichts übel nehmen wird. Wirft man ihm die Reklame vor, die man ihm macht, so macht man ihm auch Reklame, indem man sie ihm vorwirft.

Festtage sind für die Wiener Presse angebrochen. Nur Alexander Scharf steht vergrämt abseits, klagt über den Verfall der Wiener Sitten und redet mit leere Händen zu seinem Volke. Für Barnums Ausstellung hat er nur Hohn und Tadel, für die Schaulust der Wiener nur Worte des Zorns und Spottes. »Auch die Presse« — meinte er ironisch — »hat sich in den Dienst der guten Sache gestellt, und selbst die 'Wiener Zeitung' hat in ihrer Unterhaltungsbeilage, der 'Wiener Abendpost' den Verdiensten Barnums schon so manchen geschickt erfaßten Begeisterungsartikel gewidmet. Barnums Kompagnon *hat es eben verstanden, goldene Fäden in unterschiedliche Zeitungsbüros zu spinnen*. Da konnte es selbstverständlich an ausgiebiger Reklame nicht fehlen.« Herr Scharf hat nur zu sehr recht. Alle brachten sie Inserate, nur er nicht. In alle Zeitungsbüros führten goldene Fäden, nur in das seine nicht. Er ward von Herrn Bailey nicht bestochen. Und wenn Herr Scharf nicht bestochen wird, so sagt er die Wahrheit. Er hätte gewiß auch seinerzeit, am 14. Dezember 1896, über die Schwindelgesellschaft »Fortuna« die Wahrheit gesagt, wenn nicht im letzten Moment das seitenfüllende Inserat gekommen wäre. So blieb von dem vorbereiteten Kampfsartikel (siehe Nr. 33 der 'Fackel') nichts übrig als der aggressive Titel »Goldminenschwindel«, und auch diese schwache Erinnerung an unterdrückte Absichten hatte man nur einem technischen Versehen des Metteurs zu verdanken. Unter jenem Titel aber war zu lesen, daß die Gründer der »Fortuna« ihre Aufgabe »mit der größten Sorgfalt und Umsicht gelöst« hätten ...

Technische Irrtümer sind seit jenem Unglücksmontag in der Redaktion des Herrn Scharf wohl ausgeschlossen; aber ob Herr Bailey nicht noch mit der größten Sorgfalt und Umsicht seine Aufgabe lösen wird, bleibe dahingestellt. Heute ist Herr Scharf noch unzufrieden. Das Varieté und der Zirkus, den Bailey mitführt, seien »sechsten Ranges«, und das Ganze nennt er einen »Jahrmarktströdel«. Anlässlich der Eröffnung des Barnum'schen Zirkus empfiehlt er nachdrücklich den Besuch der Schönbrunner Menagerie; der sei wenigstens — »gratis«. Aber zu den Dingen, die in dieser Welt »gratis« sind, gehört neben dem Besuch der Schönbrunner Menagerie und dem Tod vornehmlich auch die Opposition des Herrn Alexander Scharf.

\* \* \*

**D**ie diesmalige Ausstellung der Sezession hat schon am ersten Tage, wie die 'Neue Freie Presse' im Abendblatt vom 3. November versicherte, ein zahlreiches Publikum angelockt, und »die Mehrzahl der Besucher ... bestand aus *orthodoxen* Anhängern der Sezession.« Man kann nicht zarter auf die konfessionelle Schichtung der Verehrer der Sezession anspielen. Wie einst jeder Aristokrat seinen Hausjuden hatte, so besitzt jetzt jeder Börseaner seinen Haus—Sezessionisten. Herr Moll ist bekanntlich Kunstagent bei dem Börsenjobber Zierer und dem Kohlenwucherer Berl, und Herr Klimt darf Frau Lede-

rer in der sezessionistischen Malerei unterweisen. Diese Annäherung zwischen moderner Malerei und geldstolzem Hebräertum, die Fortschritte einer Raumkunst, die dem Getto das Aussehen eines Home's geben soll, berechtigen zu den schönsten Hoffnungen. Olbrich, der den Baurat Stiasny bereits völlig verdrängt hat, träumt schon davon, wie er Otto Wagners Entwurf einer Garnisonskirche durch seinen Plan für einen neuen Stadttempel übertrumpfen wird, dessen Innenausschmückung natürlich den Herren Josef Hoffmann und Kolo Moser anvertraut werden soll. Und wer in der jüngst eröffneten Ausstellung der Sezession die Blüten des berühmten goût juif bewundert hat, wird solche Träume nicht als eitle belächeln.

Wen wird es Wunder nehmen, daß mit der wachsenden Innigkeit der Beziehungen von Sezession und Börse der Geschäftsgeist in dieser Künstlerschar sich immer kräftiger regt? Einige der Besten hat er schon vertrieben: nicht grundlos sind Mackensen, Vallgren und, wie man sagt, auch Strasser im Laufe eines Jahres aus der Wiener Sezession ausgetreten. Aber für eine Krone darf jetzt jedermann im Olbrichhause »die hohen Gläser« von Herrn Moser besichtigen, wenn er es nicht vorzieht, ein Kleines daraufzuzahlen und sie bei Bakalowits zu kaufen, der sie seit längerer Zeit im Vertrieb hat. Und wer nicht schon von den früheren Ausstellungen her, in denen O. F. Schmidt seine Möbel aufgestellt hatte, weiß, daß man auch in Wien aus dem »Studio« kopieren kann, mag sich jetzt durch Besichtigung der Hoffmann'schen Arbeiten davon überzeugen.

Josef Hoffmann und Kolo Moser, die beiden haben jetzt alle anderen aus dem Feld geschlagen. Und das eroberte Gebiet haben sie redlich geteilt. Hoffmann hat in Zukunft ganz konstruktive Strenge, Moser ganz überquellende Phantasie zu bedeuten. Wie weit glaubt nicht Herr Josef Hoffmann heute schon über Adolf Loos hinaus zu sein, der in Wien zuerst den Telegrammstil gelehrt hat, und dem er so vieles abgesehen hat. Und Herr Kolo Moser, der Märchendichter! Was sind Barbarossas Barthaare, die durch die steinerne Tischplatte hindurchwachsen, gegen die Tränen von Mosers Prinzessinnen, die so lange träufelten, bis sie die Kastenwand durchsickerten und draußen als zähflüssige Masse niederrannen! ...

Zwischen der langweiligen Impotenz der Alten vom Künstlerhause und der affektierten Impotenz der Jungen von der Sezession tobt nun seit Jahren ein heftiger Kampf. Aber man darf unbesorgt sein: wenn dieser Kampf der Kunst nichts genützt hat, er wird ihr auch nicht schaden können. Denn die österreichische Kunst, die doch in den Jahren, in denen sie nach der Behauptung der Herren Hevesi und Bahr geschlafen hat, von einem Leopold Müller und Schindler gehütet wurde, wird auch der Lärm, der heute zwischen Lothringerstraße und Wienzeile herrscht, nicht stören können. Kunsteifer — ruft sie den Herren von der Sezession zu — nennt Ihr, was Euch so heftig erregt? Nein, Euer Freund Bahr hat Euren orthodoxen, sezessionistischen Anhängern in seinen »Wienerinnen« das rechte Wort in den Mund gelegt: Chuzpe!

\* \* \*

Die feindlichen Blätter: Die 'Neue Freie Presse' spricht von »orthodoxen« Anhängern der Sezession, und das 'Neue Wiener Tagblatt' versicherte neulich, daß sich das Premierenpublikum des Burgtheaters einem Werke »vollständig assimiliert« habe.

\* \* \*

## Frühstück—Berichterstatter

(Die Eröffnungsfeier im Volkskeller.)

Wie die Leute bei den Tageszeitungen ihre Kunstkritiken machen, das konnte man neulich, am 14. November, bei der Eröffnung des Volkskellers im Rathause wieder gut beobachten. Wer schon den Firnistagen der Kunstausstellungen beigewohnt hat, dem ist es nichts Neues, daß die meisten der kritisierenden Herren von einem geschickt operierenden und redege wandten Künstler an die Hand genommen und darüber belehrt werden, was von jedem einzelnen Werke zu sagen ist. Enthält die Ausstellung gar Werke, über die sich nicht so leicht ohne gründliche Sachkenntnis urteilen läßt, z. B. Architekturen, dann pflegt der belehrende Fachmann die Herren um sich zu versammeln und ihnen wie Schuljungen alles in die Feder resp. in den Bleistift zu diktieren. Als z. B. im Frühjahr die für Paris bestimmten, von Raschka gemalten Architektur—Aufnahmen im Künstlerhause ausgestellt wurden, da konnte man den unglaublich komischen Anblick genießen, all die würdigen, zum Teile schon grauen oder haarlosen alten Knaben emsig notierend um einen Herrn — wenn ich mich recht erinnere, war es Herr Hofrat v. Förster — gruppiert zu sehen. In manchen Visagen prägte sich die völlige Unkenntnis aller Baukunst und aller österreichischen Bauwerke, die nicht auf der Ringstraße stehen, deutlich aus. Ähnliche Fälle könnte ich zur Genüge aufzählen.

Doch nun zur Eröffnung des Volkskellers. Es waren bekanntlich am Mittwoch Vormittag die »Vertreter der Presse« zur Besichtigung eingeladen. Doch war den meisten die Besichtigung Nebensache, das Frühstück die Hauptsache. Darauf war der Magistrat gefaßt und ließ, damit doch etwas Sachgemäßes in den Zeitungen dem Publikum mitgeteilt werde, eine Beschreibung des Kellers, der architektonischen Veränderungen, der Einrichtung und der Gemälde aufsetzen, und jedem der Kritiker wurde solch ein Wisch in die Hand gedrückt.

Nun wollte es ein boshafter Kobold, daß in dieser Beschreibung einige Schreibfehler enthalten und einige Worte undeutlich geschrieben waren. Und ahnungslos schrieben die Herren die Fehler nach! Sogar der Hauptvertreter der Presse, der auf den Toast des Magistrats—Direktors Preyer mit einem Hoch auf die Stadt Wien zu antworten hatte. Der Anfang der verschiedenen Berichte klingt denn auch recht pompös und sachgemäß. Auf einmal liest man: »Die *Lamperien* und sonstigen Holzteile sind aus rot gebeiztem Rustenholz hergestellt«. Wenn das ein Reichsdeutscher liest, muß er denken, das sei eine ganz neue »sezessionistische« Erfindung der Wiener, diese »Lamperien«. Denn in keiner Kunstzeitschrift war noch von solch einem Detail der Innendekoration die Rede. Wer aber öfters mit Wiener Handwerkern zu tun hat, der wird begreifen und hell auflachen. Jene Holzverkleidungen der unteren Wandfläche, die speziell von modernen Dekorationskünstlern so gerne verwendet werden und die man *Lambris* nennt — jeder gebildete Mann und jede Hausfrau kennt den Ausdruck »Lambris« und »Lambrequin« —, werden von den wienerisch redenden und den böhmakelnden Handwerkern »Lamperien« ausgesprochen. So stand es in dem vom Zimmermeister verfaßten Wische zu lesen, und die Kritiker haben's getreulich nachgeschrieben, ohne eine Ahnung, was es bedeuten soll.

Es würde ermüden, all den gelehrten Unsinn zu zitieren, der in diesen Berichten von gesättigten Referenten als Dessert serviert wurde. Fast alle

Zeitungen haben den Ausdruck übernommen: »Drei von ihnen (von den Feldern des Plafonds nämlich) sind *gleichzeitig als Deckenbeleuchtung ausgestaltete*. Schon, daß man Plafondfelder als Deckenbeleuchtung ausgestalten kann, ist ein kühner Gedanke. Aber wie rasch mußte gearbeitet worden sein, um alle drei »gleichzeitig« auszugestalten. Es soll natürlich heißen: »An drei Feldern wurde überdies die Deckenbeleuchtung angebracht« oder so ähnlich. — Schnurrig liest sich auch der durch einen unmotivierten Punkt entzwei gespaltene Satz: »Die Vorräume dieser Logen haben an das Empire anklingende Ornamente. Rustenholz—*Lamperien* (es bleibt also bei der Schreibart!) *mit geradlinigen Ornamenten ohne Schnitzerei in Naturfarbe*«. Ist schon die Schnitzerei in Naturfarbe eine von der Wiener Presse erfundene technische Neuheit, so sind die geradlinigen Ornamente ohne solche Schnitzerei ein geradezu klassischer Blödsinn.

Noch eine Stelle aus dem drolligen Bericht: In dem Worte »Credezen« waren das r und das e so undeutlich aneinandergeschrieben, daß man leicht »Cadenzen« lesen konnte. Die Kritiker, die heute über bildende Kunst, morgen über Musik urteilen müssen, haben das Wort Cadenzen schon einmal gehört und denken sich: Warum soll's so etwas nicht auch in der Architektur geben? ... Da kommen nun — während die Sache in Wirklichkeit ungemein einfach ist — in den Berichten der Blätter arge Komplikationen zustande. In Wahrheit wurden nämlich an alle Pfeiler kleine Kredenzen angeschoben, um den allzu großen Zwischenraum zwischen den Pfeilern resp. die Spannweite der Gewölbebogen scheinbar zu verringern. Der Raum sieht dadurch weniger gedrückt aus als früher. Da schreibt nun der Herr vom Extrablatt': »Durch die Verschiebung von kleinen *Cadenzen* an jedem Pfeiler (der Wiener Zimmermeister hatte natürlich »jedem« statt jeden gebraucht) ist eine geringe Spannweite der Bogen und eine Erhöhung des Anlaufes der Bogen erzielt«. Das Publikum denkt sich natürlich bei dieser Phrase etwas ungemein Tiefsinniges. Kühner ist der Kritiker von der 'Allgemeinen'. *Verschiebung* von Cadenzen, das kann er sich nicht gut reimen. Cadenzen, denkt er sich, müssen eine Art Auswüchse oder Anhängsel der Pfeiler sein, die man nach Belieben verschieben kann. Plötzlich weiß er Rat; er ändert einfach das Wort »Vorschieben« in »Verschieben« und schreibt getrost: »*Architektonisch* ward wenig geändert, nur durch *Verschiebung* von *kleinen Cadenzen* an jedem Stützpfeiler der Eindruck des Gedrückten, Niederen gemildert, den der Keller bei der großen Spannweite der *Deckenbögen* früher gemacht hatte«. Das Wort Deckenbögen verdankt der Machtvollkommenheit des Rezensenten seine Entstehung; im Wisch heißt es richtig »Gewölbebogen«.

Wenn die Herren nicht *bloß* gegessen, getrunken und abgeschrieben, sondern sich auch ein bißchen im Volkskeller umgesehen hätten, so wären ihnen natürlich diese Credenzen in Erinnerung geblieben. Sie haben aber so stumpfsinnig abgeschrieben, daß sie den Wisch nicht einmal vorher durchgesehen haben, oder so viel getrunken, daß sie ihn nicht mehr durchlesen konnten. Artifex.

\* \* \*

## Zwei Kritiker

'Neues Wiener Tagblatt', 11. Nov.: Deutsches Volkstheater. — — So hat	'Neue Freie Presse', 11. Nov.: Deutsches Volkstheater. Das große
--	---

Goethe die Aufführung der aparten Turandot zu rechtfertigen versucht, und ähnliche Erwägungen werden jeden Direktor, der an die Zukunft denkt, bestimmen, sich manchmal nach Stücken umzusehen, die von der eben herrschenden Mode abweichen. — — — Als ein solches Beispiel mag die Aufführung des »*Lord Quex*« von Arthur W. Pinero gemeint sein, eines nach unseren Begriffen recht seltsamen Stückes, das doch einen eigenen Reiz hat. — — Zwei Energien messen sich, es gibt ein wahres Duell zwischen behender List und ruhiger Kraft, und wie nun da die Art der Frau, eine Sache zu betreiben, neben die männliche gehalten wird, und wie die Beiden allmählich vor lauter Lust am Fechten fast den Preis zu vergessen scheinen, das könnte gar nicht witziger eingefädelt sein. Dazu mancher muntere szenische Einfall — so gleich der erste Akt bei den zierlich elegante Hände besorgenden Maniküren und dann wieder, im dritten, die schöne Nachtstimmung in einem einsamen alten Schlosse. .... Die beherzte Maniküre darf Frau *Odilon* zu ihren besten Rollen zählen; für weibliche Verschlagenheit und List weiß sie immer neue Wendungen zu finden, und wenn sie unvermutet durch ihre Tücken dann auf einmal den braven Kerl hervorscheinen läßt, sind wir gegen jede Verwegenheit entwaffnet. Vortrefflich gibt Herr *Thaller* (der) *Quex*; wie er zuerst leichtsinnig tändelt, dann leise mißtrauisch wird, die Gefahr merkt, schon seine Sache verloren geben muß, sich aber wieder faßt und und das Spiel doch noch ertrotzt, das wird mit einem Takt, einer eleganten Sicherheit und einem Geiste ausgeführt, über die nicht viele deutsche Schauspieler gebieten. Die Beiden rissen denn auch das Publikum, dem die beiden ersten Akte wenig zu behagen schienen, im drit-

Novitäten—Aufgebot dieser Bühne brachte uns am Geburtstage Schillers ohne sonderlichen Erfolg ein neues Schauspiel von Pinero, »*Lord Quex*«. Es ist von der bekannten Faktur des Dichters der »*Zweiten Frau*«, der ganz unselbständig die Bahnen des altfranzösischen Theaters wandelt. — Pinero beginnt als Nachahmer Meilhacs, um wie Scribe zu schließen. Was ihm und seiner quodlibetartigen Komposition in dieser Wandlung fehlt, ist Geist und Talent seiner Vorbilder. Trotzdem gibt die Komödie ein charakteristisches Sittenbild der englischen Gesellschaft, hinter deren steifer Prüderie die verschiedensten Leidenschaften sich lebenslustig rühren. Die Aufführung verwischte diesen ernsten Zug in der Mosaik—Arbeit Pineros. Die Ensembelszenen der ersten Akte flogen unverstanden vorüber. Die Besetzung der Hauptrolle trug fast eine parodistische Tendenz. *Quex*, der Lebemann, der die Frauen liebt und verehrt wie sie ihn, der seine Überlegenheit mit berückenden Kunststücken ausbeutet — eine ausgesprochene Bonvivantrolle — wird vom Komiker Herr *Thaller* mit Fleiß und Zurückhaltung, aber natürlich ohne den richtigen Eindruck gegeben; den Liebhaber *Bastling* spielt gleichfalls ein Komiker, und auch der übrigen Darstellung leuchtet kein glücklicher Stern; selbst Frau *Odilon* wußte anfangs ihrer Maniküre nicht beizukommen, erst im dritten Akte, wo *Sophie* in die Falle geht, die sie einem überlegenen Meister legen wollte, fand sie die richtige Stimmung ihrer Rolle. Nach dieser theatralisch wirksam geführten Szene klang der einzige ehrliche Beifall des Abends, sonst war die *Claque* übel daran, Stück und Schauspieler machten ihr die Arbeit schwer.

ten, eben bei jenem Duell, zu stürmischer Zustimmung hin.

\*

Im Repertoire des Deutschen Volkstheaters stehen: »Der Star« und »Wienerinnen« von Hermann *Bahr*.

\*

Vom Repertoire des Deutschen Volkstheaters wurde längst abgesetzt: »Sophia Dorothea«, ein Schauspiel von Friedrich *Schütz*.

\* \* \*

## Eine Aktion

Die »Deutsch—Österreichische Literaturgesellschaft« versendet das folgende Zirkular an ihre Mitglieder:

Euer Hochwohlgeboren!

Den Besuchern der neuingerichteten Lesezimmer der Deutsch—Österreichischen Literatur—Gesellschaft soll die Möglichkeit geboten werden, dieselben auch in Stunden zu benützen, in denen sie eine Kollation zu nehmen pflegen. Damit die Leser auf die gewohnte Schale Mokka nicht zu verzichten brauchen, bedarf es einer behördlichen Konzession, deren Erlangung nur durch eine Ergänzung des § 4 der Hauptverbandssatzungen möglich erschien. Das war der Grund der Berufung der außerordentlichen Vereins—Generalversammlung.

Mittlerweile haben Mitglieder des Kuratoriums und Vorstandes der Deutsch—Österreichischen Literatur—Gesellschaft Seiner Exzellenz dem Herrn Statthalter von Niederösterreich, Grafen Kielmansegg, in dieser Angelegenheit *Vortrag erstattet*; Seine Exzellenz hat daraufhin erklärt, daß die gekennzeichnete Konzession dem Vereine erteilt werde, ohne daß eine Statutenänderung notwendig sei.

Durch diesen autoritativen Bescheid ist der einzige Punkt der Tagesordnung gegenstandslos geworden.

Euer Hochwohlgeboren wollen deshalb zur Kenntnis nehmen, daß die für den 6. d. M. einberufene Generalversammlung nicht stattfindet.

Hauptverband Niederösterreich  
der

Deutsch—Österreichischen Literatur—Gesellschaft.

(Folgen Unterschriften.)

Die Deutsch—Österreichische Literaturgesellschaft hat auch sonst Verdienste. Sie ist jener literarische Verein, der, wie ich in Nr. 48 erzählte, das große »Jubiläumssprachwerk« des Herrn Ignaz Schnitzer selbstlos aus dem Käseladen gerettet hat.

\* \* \*

## Aus dem musikalischen Parteileben

Die Mahlerfreunde und die Mahlerfeinde haben einander letzten Sonntag bei der Aufführung von Gustav Mahlers »Sinfonia ironica (D—dur) eine

heftige Schlacht geliefert. Ein Musikfreund meldet mir, wie sie begann. Im dritten Satze der Symphonie wird ein Trauermarsch übermütig parodiert. Musikverständige begriffen die Parodie und begannen zu lachen. Darob heftiges Ärgernis bei Herrn Mahlers Freunden, die der Ansicht waren, es sei unanständig, bei einem Trauermarsch zu lachen. Die Mahlerfreunde versuchten also, die Lacher zur Ruhe zu zischen. Das durften aber die Mahlerfeinde nicht dulden. Sie wollten zeigen, daß sie Herrn Mahlers Trauermarsch nicht für ernste Musik halten könnten, und lachten auch, um Herrn Mahler zu verhöhnen. Und so kämpften Spötter und Verehrer des Komponisten wacker fort. Die Musikfreunde aber, die die ersten Lachenden gewesen, blieben nicht lang die lachenden Dritten. Denn im Lärm des Parteikampfes war von den komischen Orchesterklängen nichts mehr zu hören.

\* \* \*

**D**as 'Deutsche Volksblatt' bespricht in erregter Weise den unerhörten Vorfall, daß bei der Aufführung eines Requiems in der Hofkapelle am Allerseeelentage Einer »eifrig« die 'Fackel' studiert habe, während andere — natürlich Juden — sich damit begnügten zu plaudern oder sonst irgendwie die Andacht zu stören. Mit Beziehung auf den Mann, der während eines Requiems — ich bedauere diesen Geschmack — die 'Fackel' las, ruft das Deutsche Volksblatt ein zorngefülltes »Hinaus mit dem frechen Pack, welches die religiösen Gefühle der anderen in so gemeiner Weise beleidigt!« Ich halte die Lektüre der 'Fackel' während einer musikalischen Andacht für überflüssig. Aber das 'Deutsche Volksblatt' übersieht, daß am Allerseeelentage bloß das Requiem von Aßmayer aufgeführt wurde. Wäre, wie ursprünglich geplant war, das große Requiem von Mozart aufgeführt worden, der Zeitungsleser an geweihter Stätte hätte gewiß zur Erhöhung der Andacht das 'Deutsche Volksblatt' hervorgezogen und die Berichte über den Prozeß Hülsner »eifrig studiert«.

\* \* \*

**D**er Theaterschnüffler Stern im 'Fremdenblatt' hat oftmals durch seine Wippchen die Freunde unfreiwilligen Humors ergötzt. In der letzten Sonntagsnummer kopiert er jedoch bewußt zwar nicht die Schreibweise, wohl aber die Manier Wippchens, der bekanntlich seinen Schlachtenberichten aus Shanghai, Kimberley etc. historische Begebenheiten oder allbekannte Anekdoten zu Grunde legt. So erzählt Stern, daß Reiter, der Komponist des »Bundschuh«, seinen Freunden gesagt habe: »Habe ich einen großen Erfolg, so treffen wir uns beim noblen Sacher. Da wird's beim Champagner hoch hergehen.« Ist der Erfolg ein mittlerer, sozusagen ein bürgerlicher, so treffen wir uns bei einem guten Tropfen Bordeaux im bürgerlichen Restaurant Leidinger. Sollte es aber, man kann ja beim Theater nie etwas voraussagen, lau ausfallen oder schief gehen, so nehmen wir im spartanischen Winterbierhaus beim guten Lager ein bescheidenes Nachtmahl.« Die Freunde des Komponisten gingen dann — so erzählt J. St. — ins Winterbierhaus, während Reiter sie beim Sacher erwartete. Diese ganze indiskrete Geschichte ist erfunden, und zwar nicht von J. St. (Julius Stern), sondern von J. St. (Julius Stettenheim). Dieser hat sie auch kürzlich (»Der Freund des Autors«) in Wien vorgelesen, und zwar merkwürdigerweise mit denselben Worten, die Stern eine Woche später anwendet. Es ist interessant, dem Theaterausplauderer ein wenig in die Karten zu blicken. (Es sind damit nicht die Freikarten gemeint.) Man kann dann konstatieren, daß das Plagiat nur dem Umstande seine Entstehung verdankte,



daß dem Manne nicht bloß die breite Vordertreppe verschlossen ist, sondern auch die Hintertreppe hinter die Kulissen. Um mit Wippchen zu reden, hat J. St. bewiesen, daß er auch jene Schule nicht besucht hat, aus welcher er schwatzt. +

\* \* \*

**A**nlässlich des »Attentates« der Selma Schnappke hat das 'Extrablatt' zwar — bisher! — die Abbildung des Mordinstrumentes nicht gebracht, dafür veröffentlichte es aber mit beachtenswerter Raschheit gleich im Morgenblatt vom 17. d. M., einen äußerst instruktiven Artikel über »Attentate auf *gekrönte Häupter*«. Wer sich etwa darüber wundern sollte, daß man darin als »gekrönte Häupter« nicht nur diverse Präsidenten von Republiken, sondern auch Bismarck angeführt findet, dem diene zur Belehrung, daß dieser Artikel in toto (allerdings bloß unter dem Schlagworte »Attentate«) in Meyers Konversationslexikon, V. Auflage, II. Band, Seite 108 und 109, enthalten ist.

\* \* \*

## Liebe Fackel!

Preisrätsel: Eine Dame  
sitzt auf einem Sessel von Olbrich—Darmstadt,  
trägt ein Kleid von Van de Velde—Brüssel,  
Ohrgehänge von Lalique—Paris,  
eine Brosche von Ashbee—London,  
trinkt aus einem Glase von Kolo Moser—Wien,  
liest in einem Buche aus dem Verlage »Insel«—München,  
gedruckt mit Lettern von Otto Eckman—Berlin,  
verfaßt von Hofmannsthal—Wien.  
Welcher Konfession gehört die Dame an?

---

---

## ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

*Herrn Ministerpräsidenten v. Koerber.* Ist es der Regierung bekannt, daß ein sicherer SIEGFRIED LÖWY, Bankreporter der 'Vorstadtzeitung' und Theatertinterl des 'Berliner Börsencourier' in öffentlichen Lokalen die Nachricht verbreitet, daß er den Titel eines REGIERUNGSRATES erhalten werde und daß diese Auszeichnung schon in den nächsten Tagen im Amtsblatt der kaiserlichen 'Wiener Zeitung' publiziert werden soll? Und was gedenkt die Regierung gegen die Verbreitung derartiger unwahrer, beunruhigender und das gesamtstaatliche Ansehen im höchsten Maße schädigender Gerüchte zu tun? Wird die Regierung auch in diesem Falle als das einzige Mittel, dem Gerede ein Ende zu machen, die tatsächliche Verleihung der Auszeichnung erkennen? Ich halte das für unmöglich. Frühere, unwürdige Regierungen mögen Journalisten vom Schlage der Glogau und Wilhelm Neumann für würdig erachtet haben, einen Titel zu führen, der sonst nur redlichen, altgedienten und verdienten Beamten, Gelehrten am Ausgange ihrer akademischen Laufbahn zuteil ward. Einem Ministerium zuzumuten, es könnte in Tagen, die den Staat im Zustande

ärgster Zerklüftung sehen, und in einer Zeit, da das öffentliche Schamgefühl sich an ein Wirrsal politischer und sozialer Ärgernisse ausgibt, Herrn Siegfried Löwy zum Regierungsrat machen, käme einer »Aufreizung zu Haß und Verachtung« gleich und müßte nach dem bekannten § 300 St. G. geahndet werden. Die Nachricht, daß Herr Löwy Regierungsrat werden soll, ist ja ohne Frage interessant, vielleicht die interessanteste, die dieser Reporter bisher verbreitet hat. Aber sie klingt unglaublich, und die Regierung sollte sich zualterererst hüten, aufzusitzen. Abgesehen von den regulären Verdiensten, die sich Herr Löwy in seiner finanziellen Tätigkeit bisher erworben hat, wüßte ich nichts anzuführen, was ihn für eine so hohe Auszeichnung zu empfehlen geeignet wäre. Daß er »durchschlagende« Erfolge von stückeschreibenden Mitgliedern der »Concordia« in übelstem Deutsch nach Berlin telegraphiert, kann doch einer Regierung nicht imponieren, der er wohl auch bisher keinen andern Rat zu erteilen in der Lage war als höchstens den, daß sie ihn zum Regierungsrat ernennen möge. Der Journalist Victor Hahn, der in Wien für die 'Allgemeine Zeitung' einen Brief des Bischofs Stroßmayr fälschte, später unter Thalberg, in Berlin unter Leipziger diente, erhielt eines Tages plötzlich den Franz—Josefs—Orden. Solange diese Leute nach Danilo—, Takowa— und persischen Sonnenorden haschen, wird kein österreichischer Staatsbürger dagegen Einspruch erheben. Es mag in Serbien und Montenegro die Gefühle der Patrioten beleidigen: wir in Österreich haben keine Ursache, Beschwerde zu führen, wenn ein Berichterstatter vom Knoppemarkte durch die 'Neue Freie Presse' verkünden läßt, daß ihm wieder einmal »gestattet« worden sei, irgend etwas um den Hals zu tragen. Auszeichnungen, die eine österreichische Regierung zu verleihen in der Lage ist, wollen wir um der verdienten Männer willen, die sie schon besitzen, vor Verunreinigung bewahrt wissen. Das Ministerium, das den Länderbank—Hahn zum Hofrat gemacht hat, wünschen wir noch heute auf jene Anklagebank, auf der wir ja auch den Dekorierten schmerzlich vermissen. Es darf nicht so weit kommen, daß wie's neulich geschah, ein Gelehrter von Ruf Gratulationen zu dem ihm verliehenen Titel heftig und mit der Begründung ablehnt, er könne eine Auszeichnung, die vorher schon dem Herrn Reporter vom 'Fremdenblatt' verliehen worden sei, nicht als Auszeichnung empfinden. An dem Tage, an dem amtlich verlautbart wird, daß abermals ein Schmock mit Tertianerbildung den Titel und Charakter eines Regierungsrates erhalten hat, werden ihn sämtliche Männer, die sich ihn auf irgend einem Gebiete durch ihre dem Gemeinwohl dienliche Tätigkeit erworben haben, in die Hände der Regierung zurücklegen. Im Rate der Löwy, Glogau und Neumann möge sie dann ihre Entschlüsse treffen.

»*Fackelfreundin*«. Da Milan nur für den Fall, daß die Skuptschina ihm eine Erhöhung seiner Apanage bewilligt, Österreich den Rücken zu kehren gesonnen ist, so meinen Sie, daß es besser sei, die höchst unsichere Entscheidung der Skuptschina gar nicht erst abzuwarten, und schlagen die Ausgabe von MILAN—MARKEN, das Stück zu 20 Heller, vor. Welcher Österreicher würde nicht sein Scherflein zu so wohltätigem Zwecke beitragen wollen?

*Jobber*. Sie meinen, Herr Benedikt mache neuestens, um von dem Epigonen Glogau nicht beschämt zu werden, die unheimlichsten Anstrengungen. Allerdings, die Börsenwoche vom 11. November hat den alten Stilgalopin wieder auf der Höhe poetischer Schöpferkraft gezeigt. Da hieß es: »Die Erfindung des dreifach versteuerten Agios zwingt doch, unserem teuersten Fiskus zu sagen, was der KÖNIG VON MAZEDONIEN DEM JUNGEN ALEXANDER GERATEN HAT: MEIN SOHN, SUCHE DIR EIN ANDERES LAND, ÖSTERREICH IST ZU KLEIN UND ZU ARM FÜR DICH. Nein, der Gesundeste hält dieses Klima nicht aus. Wünscht die hohe Regierung, daß es auch in Österreich ein klein wenig besser werde, dann muß die barbarische

Aktiensteuer schnell beseitigt werden. Immer werfen diese obrigkeitlichen Zufälle die Kurse nieder, wenn irgend eine Hoffnung sich regt. Es ist schwer, von diesem gequälten und künstlich beunruhigten Märkte zu verlangen: **BLICKEN SIE FREUNDLICH!**« ... Getrost konnte die »nachstehende Kurstabelle die wichtigsten Kursvariationen« zeigen.

*Radfahrer.* Sie geben mir von einem Rekord Kunde, den der Österreichische Touringclub in Satzausdehnung erzielt hat. Er veröffentlichte im 'Deutschen Volksblatt' vom 10. November einen Aufruf, in dem es nach einem Anlauf von 61 Worten, die einen Satz bilden, heißt: »Nachdem weiter der Radfahrerverkehr, wie dies beispielsweise in Wien und Umgebung und in solchen Gegenden der Fall ist, woselbst die Anlage eines derartigen Bankettes undurchführbar erscheint, eine Anzahl speziell für denselben anzulegender Wege notwendig macht, wie solche Radfahrwege vom Österreichischen Touringclub nicht nur in Wien und Umgebung, sondern auch in der Provinz mit beträchtlichem Kostenaufwande angelegt wurden, weitere Weganlagen sich als dringendes Bedürfnis herausstellen, die Erhaltung der bereits angelegten Radfahrwege überdies alljährlich eine große Summe beansprucht, wäre es, ohne daß sämtliche, die Wohltaten eines Radfahrweges in Anspruch nehmenden Sportkollegen mit einem noch so minimalen Betrage den Österreichischen Touringclub in seinem gemeinnützigen Bestreben unterstützen, unmöglich, denselben sein von ihm gestecktes Ziel erreichen zu lassen, umsoweniger, als bisher nur ein verhältnismäßig geringer Teil der Radfahrerschaft bei Verkennung des ureigensten Interesses durch seine Mitgliedschaft zum Österreichischen Touringclub denselben in die Lage versetzt, die zur Bewältigung obiger Aufgaben notwendigen Beträge zur Gänze aus Eigenem zu bestreiten.« — Dieser Satz wird während der Fahrt auf dem längsten Radfahrwege, dessen Anlage der Touringclub plant, hergesagt werden. Radfahrer, die beim 152. Worte mit heilen Knochen angelangt sind, erhalten einen Preis. All Heil! — bis auf die deutsche Grammatik.

*Sammler.* Der Kriegsberichterstatter der 'Neuen Freien Presse' versichert, daß der englische Generalkonsul in Lourenco Marques Anstrengungen mache, »den Boers alle **BEDÜRFNISSE** vor der Nase wegzukaufen.« Der Mann, der die »Politische Übersicht« hält, verzeichnet mit Bedauern die Nachricht, daß »die **GRIPPE**, an welcher der Zar seit dem 8. November litt, **SICH ZU EINEM BAUCHTYPHUS VERSCHLIMMERT HAT.**« Herr Frischauer meldet aus Paris: »**VIELE** Besucher verließen die Ausstellung, doch hielten **ANDERE BESUCHER MASSENHAFT** aus.« Auf dem Champ de Mars hört er einen **MONOLOG**, den Tamagno in den Apparat **hineingesungen** hatte. In der Regel werden Monologe **GESPROCHEN**; aber warum soll Herr Frischauer, der gewohnt ist, das gesprochene Wort zu singen, ein Gespräch nicht für Gesang halten? Daß er bereits Französisch übersetzen kann, sucht er durch die Meldung zu beweisen, die Deputierten hätten den Sitzungssaal verlassen, »um im **SAALE DER VERLORENEN SCHRITTE** das Ereignis zu besprechen.« Herr Frischauer las in einem Pariser Blatt »salle des pas perdu«, was soviel wie »Wartesaal« bedeutet. Wollte er schon die Metapher mitübersetzen, so hätte er natürlich »unhörbare Schritte« sagen müssen; aber Frischauer weiß eben bereits, daß perdu verloren heißt. Das 'Neue Wiener Tagblatt' konstatiert, daß schon der 'Reichsanzeiger' die Ausstreuungen über eine angeblich geheime Klausel des deutsch—englischen Abkommens zurückgewiesen habe, und fügt hinzu, daß »kein wahres Wort an dem Gerede wahr ist«. In einem umfangreichen und tiefgründigen Artikel, den dasselbe Blatt als Nachruf für Max Müller brachte, sind mehrere Stellen bemerkenswert. Von den anfangs der Sechzigerjahre erschienenen Vorlesungen Müllers über die Sprache heißt es: »Sie schlugen ein wie eine Kanone«. Von Lazar Geiger wird

gesagt: »Es ist später EIN, WAS DIESEN FALL BETRIFFT, TIEFERER KOPF AUF DEM KAMPFPLATZ ERSCHIENEN.« Von Darwins Landsmann Wallace behauptet der Verfasser, daß er »ZUR HÄLFTE Darwinist ist und ZUR ANDEREN HÄLFTE sich zur Gemeinde der Spiritisten bekennt.« Und zum Schlusse sagt er wörtlich: »Angesichts der Erfolge, welche Müller mit der populären Umwertung der indologischen Forschungen erzielte, DARF MAN IHM WOHL RÜCKHALTLOS JENES 'HEUREKA' ZURUFEN, welches er einst in etwas überstürzter Art Ludwig Noiré zugerufen hatte, als dieser den Ursprung der Sprache entdeckt zu haben glaubte.« Die verkehrte Welt! Max Müller hat die indologischen Forschungen umgewertet, und der Redakteur des 'Neuen Wiener Tagblatt' ruft: Heureka! ... Aber er scheint sich in der Fehde zwischen Müller und den Darwinisten auf die Seite der letzteren zu schlagen, die der Meinung anhängen, daß sich die Sprache dem Menschen aus tierischen Lauten herausgebildet hat; jedenfalls betätigt [bestätigt ?] er seinen Widerspruch gegen die Ansicht Müllers, daß die VERNUNFT der Sprachbildung vorausgegangen sei.

*Comt. May.* Dank für Alles. Ich kam wieder nicht dazu. Aber das nächste mal bestimmt!

*Mehreren Einsendern.* Von Zuschriften, die Beschwerden über die Behandlung von Angestellten bei Aktienunternehmungen enthalten kann ich leider keinen Gebrauch machen. Ich müßte sonst auch allen Klagen des Personals von Einzelfirmen Raum geben. Aber woher ihn nehmen? Und überdies bedarf es zu einem Kampf gegen die Ausbeutung derer, die ihre Dienstleistungen verkaufen, eines Rückhalts, wie ihn beispielsweise der 'Arbeiter—Zeitung' die umfassende Parteiorganisation bietet. Ich habe doch nicht die Behelfe, solche Beschwerden auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Wenn ich über die Behandlung des Südbahnpersonals die ausführlichen Mitteilungen des Herrn Dr. Ellenbogen gebracht habe, so geschah dies einerseits deshalb, weil der Autor jener Artikel eben in der Lage ist, umfassende Erhebungen anzustellen. Trotzdem würde die 'Fackel' die Ausbeutung der Südbahnbediensteten nicht besprochen haben, wenn dabei nur das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern und nicht eine öffentliche Gefahr, die Bedrohung des Lebens der Reisenden, in Betracht käme, Die Behandlung der Beamten bei der Escomptebank und bei der Alpinen Montangesellschaft ist aber nicht in höherem Grade eine öffentliche Angelegenheit als das Verhältnis jedes einzelnen Firmenchefs in Österreich zu seinen Leuten Meine Kritik kann sich nur mit den in den Bilanzen verübten Gaunereien beschäftigen, nicht mit allen sonstigen Gemeinheiten, die eine Aktienunternehmung begehen mag. Höchstens als Illustrationsfacetten für die Beschaffenheit der Leute, die bei uns große Betriebe leiten, kann ich gelegentlich besonders krasse Fälle von »interner« Protektion und von Ausbeutung erwähnen.

---

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **K a r l K r a u s.**  
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.